Berichte

Bericht zur internationalen Konferenz „Cultures of Program Planning“, 28./29.09.2015, Hannover

Zu einer internationalen Konferenz mit dem Titel „Cultures of Program Planning in Adult Education: Policies, Autonomy and Innovation“ hat die Expertengruppe Programmforschung¹ am 28. und 29. September 2015 an die Universität Hannover eingeladen. Der erwachsenenpädagogischen Programm(planungs)forschung – und damit der Programmanalyse als „einzige[r] wirklich weiterbildungsspezifische[n] Forschungsmethode“² – wurde somit erstmalig eine eigene Fachtagung gewidmet.

Ziele

Die VeranstalterInnen der Konferenz hatten sich zum Ziel gesetzt, (1) die internationale Sichtbarkeit von Programmplanung, Programmforschung und Programmarchivierung zu erhöhen, (2) ein internationales Netzwerk im Feld der Programmforschung zu etablieren sowie (3) Forschungsperspektiven und -strategien für eine international-vergleichend angelegte Programmforschung zu entwickeln.

Aus erwachsenenbildungswissenschaftlicher Sicht werden von der Konferenz nachhaltige Impulse für eine internationale Programmforschung und die internationale und vergleichende Weiterbildungsforschung insgesamt erwartet. Für die Weiterbildungspraxis und Bildungspolitik ist Programm(planungs-)forschung von Bedeutung, da sie einen

Beitrag zur Professionalisierung des praktischen Programmplanungshandelns sowie zur Verbesserung der rechtlichen, finanziellen und institutionellen Bedingungen des Planungshandelns leisten kann.

Teilnehmende

Insgesamt nahmen rund 60 Personen an der Konferenz teil – überwiegend WissenschaftlerInnen, Promovierende und Studierende aus der universitären Erwachsenenbildung, vereinzelt auch Akteure aus der Weiterbildungspraxis und von internationalen Verlagen. Im Sinne der Nachwuchsförderung wurden Studierende von der Teilnahmegebühr befreit. Etwa ein Drittel der Gäste war aus dem Ausland angereist, u. a. aus Australien, USA, Kanada, Russland, Japan, Korea, Portugal, Schweiz, Dänemark und Polen.

Programm

Das zweitägige Konferenzprogramm umfasste Fachvorträge, parallele Seminare und Plenumsdiskussionen sowie eine Ausstellung zu Programmarchiven und eine Postersession.

In den Keynotes wurden die Notwendigkeit der Programmforschung begründet (Gieseke), verschiedene Modelle der Programmplanung in unterschiedlichen Ländern miteinander verglichen (von Hippel und Käßlinger), ein Überblick über Programme und Anbieter in der Erwachsenenbildung gegeben (Robak und Fleige) sowie Strategien zur Sammlung und Archivierung von Programmen vorgestellt (Herre, Heuer, Weinstock, Fleige und Stimm).

In den Seminaren wurde zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten gearbeitet: Gieseke, Slowinska, Solarczyk-Szwec und Stock haben die erste und bislang einzige international vergleichend

angelegte Programm-Studie zur kulturellen Erwachsenenbildung in Polen und Deutschland (Gieseke und Kargul 2005) präsentiert. Käßlinger und Sork haben aus nordamerikanischer und deutscher Sicht Innovationen in den Programmforschungen abgebildet. Empirische Befunde aus aktuellen Forschungsprojekten zur Programmplanung in unterschiedlichen institutionellen Kontexten wurden von Röbel und von Hippel (Programmplanung in Betrieben), Specht und Fleige (Programmplanung in Museen), Lorenz und Pohlmann (Programmplanung in Weiterbildungseinrichtungen in unterschiedlicher Trägerschaft) präsentiert. Mit Programmplanung im Kontext der der wissenschaftlichen Weiterbildung haben sich die Beiträge von Fischer, Kondratjuk, Goffart und Schemmann auseinandergesetzt. Den Einfluss von policies and politics auf das Programmplanungshandeln haben Mukhlaeva und Flowers am Beispiel von creative citizenship bzw. ökologisch-sozialen Bewegungen untersucht. Der Frage nach der Autonomie im Planungshandeln wurde in den Beiträgen von Seddon, Trede, Robak, Asche und Lorenz nachgegangen. Das Zusammenspiel von Bedarf, Programm und Institution haben Knox, Sork, Lemke und Schmidt-Lauff in ihren Beiträgen beleuchtet. Und neue Perspektiven auf Programme und Programmplanung wurden in den Beiträgen von Strohschen, Rose und Lee entfaltet. Neben den theoretischen und empirischen Studien wurden auch forschungsmethodologische und methodische Fragen behandelt, wie z. B. zu Sammlungsstrategien und digitaler Archivierung von Programmen (Heuer, Semrau & Specht) oder Bildanalysen (Käßlinger).

In der Ausstellung³ wurden bestehende Programmarchive präsentiert: (1) Das Volkshochschul-Programm-

archiv des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung – damals noch Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes –, das im Jahr 1957 von Hans Tietgens gegründet wurde und etwa 60.000 Programme von Volkshochschulen umfasst. (2) Das Österreichische Volkshochschularchiv, gegründet 1987 von Hans Altenhuber, Karl Hochwarter und Wolfgang Speiser, in dem österreichische Volkshochschulprogramme gesammelt werden. (3) Und das Weiterbildungsprogramm-Archiv Berlin/Brandenburg der Humboldt-Universität zu Berlin, gegründet 1995 von Wiltrud Gieseke, mit einem Bestand von über 11.000 Programmen von Weiterbildungseinrichtungen in unterschiedlicher Trägerschaft im Raum Berlin und Brandenburg.

Tagungsdokumentation

Ausgewählte Beiträge werden in einer Tagungsdokumentation publiziert. Die Powerpoint-Präsentationen der ReferentInnen werden demnächst auf der Konferenzhomepage veröffentlicht.⁴

Claudia Pohlmann

Anmerkungen

- 1 Die Veranstaltung wurde in Kooperation der Leibniz Universität Hannover, des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung und der Humboldt-Universität zu Berlin ausgerichtet.
- 2 Nuissl, Ekkehard (2010): Trends in der Weiterbildungsforschung; in: DIE (Hg.): Trends in der Weiterbildung – DIE Trendanalyse 2010, Bielefeld, S. 173
- 3 Die Ausstellung kann auf Anfrage ausgeliehen werden. Kontakt: Dr. Klaus Heuer, heuer@die-bonn.de
- 4 www.die-bonn.de/institut/dienstleistungen/servicestellen/programmforschung/conference2015/default.aspx

Dokumentation

Münchener Erklärung zur Inklusion und öffentlich verantworteten Erwachsenenbildung

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Fachtagung „Ins Spiel kommen – Inklusion und öffentlich verantwortete Erwachsenenbildung“, die am 10./11. Juli 2015 in der Münchner Volkshochschule im Gasteig stattfand, unterstreichen: Inklusion darf nach der schulischen Phase nicht aufhören, sondern ist gerade im Erwachsenenalter von großer Bedeutung, für Menschen mit Behinderungen ebenso wie für die Gesellschaft insgesamt.

Das „Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ (UN-BRK, Art. 24) ist klar: „Die Vertragsstaaten stellen sicher, dass Menschen mit Behinderungen ohne Diskriminierung und gleichberechtigt mit anderen Zugang zu allgemeiner tertiärer Bildung, Berufsausbildung, Erwachsenenbildung und lebenslangem Lernen haben“ (BRK Art 24).

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Fachtagung „Ins Spiel kommen – Inklusion und öffentlich verantwortete Erwachsenenbildung“ erklären, dass sie in der Erwachsenenbildungsarbeit neben den allgemeinen Prinzipien der Erwachsenenbildung folgende Einschätzungen für wesentlich erachten:

Bildung – auch Erwachsenenbildung – ist eine Investition in die Zukunft jedes einzelnen Menschen und in die der Gesellschaft insgesamt. Verbesserungen hier sind nötig und möglich, erfordern jedoch den Einsatz hinreichender Finanzierungsmittel.

Die Rahmenbedingungen für eine solche inklusive Erwachsenenbildung „für alle“ erfordern die Überwindung von Barrieren nicht nur im räumlichen Sinn, sondern auch hinsichtlich mancher Barrieren in den Köpfen.

Auf dem Weg zur Öffnung des Lernortes Volkshochschule für Menschen mit Behinderungen sind wir gut vorangekommen. Die konkreten Wege zur inklusiven Volkshochschule können und müssen jedoch weiter erschlossen werden: Das bedeutet zum Beispiel:

- Fahrdienste zu den „passenden“ Zeiten
- Ermöglichung von Begleitungen, Sicherung von Assistenzen
- Unterstützungen im Lernprozess z. B. durch Teamteaching
- kleine Gruppen
- Akzeptanz und Beachtung individuell unterschiedlicher Lerngeschwindigkeiten
- inklusionsadäquate Organisationsentwicklung in den VHS
- inklusionsorientierte Weiterbildungen für alle in der Erwachsenenbildung Tätigen
- Dozentenhonorare, die Kompetenzen und Engagement angemessen entlohnen.

Öffentlich verantwortete Erwachsenenbildung ist insgesamt strukturell unterfinanziert. Der Inklusionsansatz kann die Einrichtungen deshalb strukturell überfordern. Um den Herausforderungen der Inklusion gerecht zu werden, bedarf es einer ausreichenden institutionellen Grundförderung der Einrichtungen als auch einer nachhaltigen Förderung inklusiver Bildungskonzepte.

Gefordert sind nicht nur die Länder, sondern auch die Kommunen und nicht zuletzt die Einmischung der VHS-Verbände. Aktuell bietet die pragmatische Zusammenarbeit zwischen der all-

gemeinen Erwachsenenbildung und der Behindertenhilfe Chancen für eine Weiterentwicklung im Sinne einer Erwachsenenbildung für alle.

„Volkshochschule barrierefrei – Bausteine zum gemeinsamen Lernen“

So heißt die Broschüre, die als Handreichung für Volkshochschulen von der Münchner Volkshochschule und dem Bayerischen Volkshochschulverband entwickelt und veröffentlicht wurde.

Nach der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention 2009 haben auch Volkshochschulen die Aufgabe, ihre Bildungsangebote schrittweise barrierefreier und somit auch attraktiver für alle Menschen zu gestalten.

Von 2012 bis 2014 hat die Münchner Volkshochschule in Kooperation mit dem Bayerischen Volkshochschulverband e. V. das Projekt „inklusive Volkshochschule“ durchgeführt. Eine Reihe von Veranstaltungen und Kursen quer über alle Themenbereiche wurden so konzipiert, geplant und durchgeführt,

dass auch Personen mit Behinderungen erfolgreich daran teilnehmen können.

Darüber hinaus wurden Mitarbeitende, Teilnehmende und Kursleitende mit Befragungen und Fortbildungen an dem Projekt beteiligt.

Als ein Ergebnis der Projektarbeit wurden neun Bausteine zum gemeinsamen Lernen identifiziert. Diese Bausteine zum Thema Inklusion können prozesshaft ergänzt, weiterentwickelt oder ersetzt werden und sollen den Prozess der Inklusion in Ihrer VHS anstoßen und fördern.

Bedenken wie: „Wir haben aber keinen Aufzug“ oder „Wir haben keine Rolltoilette“ dürfen kein Grund mehr sein, sich nicht mit dem Thema „Teilhabe von Menschen mit Behinderungen“ auseinanderzusetzen.

Gemeinsam lernen mit- und voneinander ist eine Bereicherung für alle.

Die Broschüre können Sie bestellen bei:
Gabriel Laszlo; Münchner Volkshochschule; Barlachstr. 28, 80804 München
E-Mail: barrierefrei-lernen@mvhs.de

Rezensionen

Andreas Hock (2014): „Bin ich denn der Einzige hier, wo Deutsch kann?“ Über den Niedergang unserer Sprache, riva-Verlag, 14,99 €, Kindle Edition 11,99 €

Andreas Hock hat sich vorgenommen, einem breiten Publikum zu erklären, „warum unsere Sprache einen fortschreitenden Niedergang erleidet“. Dazu wählt er einen unterhaltsamen Plauderton, garniert seine Ausführungen mit einer Fülle von mehr oder weniger bekannten Anekdoten und Witzeleien, bedient sich vielfach der Zuspitzung und Vereinfachung von Sachverhalten. Das ist legitim, denn er will ja mit seiner Botschaft schließlich viele erreichen und nicht nur die, die es ohnehin schon wissen. Vergleicht man aber die Kern-Aussagen seines Buches mit dem Titel-Thema („Niedergang unserer Sprache“) muss man ihm zunächst leider attestieren: Thema verfehlt. Denn der Niedergang, den er beschreibt, handelt vom aktuellen Sprachgebrauch großer Teile der deutschsprechenden Bevölkerung, mit dem es in der Tat nicht zum Besten steht; dieser ist aber nicht identisch mit *der Sprache*. Dazu später mehr.

Hock wird aber mit seinen Ausführungen nicht nur bei vielen Professoren, Gymnasiallehrern und Feuilletonisten offene Türen einrennen, sondern auch bei den zahlreichen Zeitgenossen, die aus verschiedensten Gründen das Gefühl beschleicht, dass sich vieles zum Schlechten wandelt: da ist die Kultur des handgeschriebenen Briefs, die verloren ging, die Sprache der Politiker, die zwar reden, aber nichts sagen, die elektronische Post als Distanz-Medium zur Vermeidung des direkten Austausch, der Deutschunter-

richt mit dem falschen Curriculum, dass Goethe nicht nahebrachte und Bestseller (z. B. Karl May) ausschloss, die schier grenzenlose Phantasie einer wachsenden Elternschar, Kinder mit extravaganteren Vornamen zu versehen usw. usf. Mehr als drei Dutzend solcher „Belege“ breitet Hock in kleineren Kapiteln aus, die jeweils mit dem Wörtchen „weil...“ einleiten und als Gründe für den „Niedergang“ herhalten sollen.

Was der Autor in der Gesamtschau vorlegt, ist ein Lamento über einen kulturellen Wandel, das in vielen Partikeln präsentiert wird, die irgendwie mit Sprache, Veränderungen im Sprechen miteinander und Benennen von Dingen oder Personen zu tun haben. Der implizite Gang der Argumentation ist dabei etwa so: Wenn so viele Anhaltspunkte für kulturellen Verfall zu beklagen sind, muss auch die Sprache dem Verfall preisgegeben sein, denn Sprache ist Kultur und Kultur drückt sich in Sprache aus. Insinuiert wird darüber hinaus, es habe historisch eine „Stunde-Null“ gegeben, in der die Welt des Deutschen noch im Lot war, ab der es aber aufgrund vieler vertaner Chancen nur noch bergab ging. Sprachwandel wird in den Schilderungen daher fast ausschließlich als Katastrophen-Szenario präsentiert.

Bei Andreas Hock ist also die Stimmung schlechter als die Lage, denn die ist so schlecht nicht, wie der „Erste Bericht zur Lage der deutschen Sprache“ ausweist, der im Herbst 2013 von der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung veröffentlicht wurde. Keine Verarmung des Wortschatzes, kein Verfall der Grammatik, im Gegenteil: der Wortschatz des Deutschen wächst seit hundert Jahren in allen untersuchten Textsorten, die Grammatik zeigt sich robust gegenüber den Anglizismen, leichte Einbußen (Konjunktiv- und Kasusverwendung) werden einer Tendenz in allen

großen Kultursprachen zugeschrieben. Die Sprache wird grammatikalisch einfacher, während sie Wörter hinzugewinnt. Untersucht wurde das „Standarddeutsche“, also geschriebene und redigierte Texte aus der Belletristik, aus Zeitungen sowie wissenschaftliche Prosa und Gebrauchstexte. Kritik am Lagebericht entzündete sich u.a. daran, dass man diejenigen Bereiche nicht in die Untersuchung einbezogen habe, in denen die größten Veränderungen im Sprachgebrauch zu verzeichnen seien: Emailverkehr, Internetblogs und eben leider auch nicht die gesprochene Sprache, die jeweils ein Eldorado für die Besichtigung von fehlerhaftem Deutsch abgeben. Das Ergebnis müsste also lauten: Nicht die Sprache wird schlechter, sondern ihre Sprecher und Schreiber.

Dass die Sprache und die Sprachverwendung in beschleunigter Form sich wandeln, ist ein breit in der Bevölkerung verankertes Gefühl. In einer Repräsentativumfrage des Instituts für Deutsche Sprache gaben 2009 ca. 84 Prozent der Befragten an, dass ihnen Veränderungen aufgefallen seien; zehn Jahre zuvor stellten 53 Prozent bei gleicher Fragestellung keine Veränderungen fest. „Es liegt im Wesen der Sprache, das sie sich verändert, dass ihre Entwicklung in keinem Augenblick stille steht“, sagte schon 1900 der Sprachwissenschaftler Otto Behaghel. Dies als Gegenstand für wissenschaftliche Untersuchungen zu nehmen ist das eine; von nicht wenigen werden diese Veränderungen aber als Verlust verbucht, weil Sprache eben auch einen wesentlichen Teil der kulturellen Identität darstellt.

Gründe für einen Aufschrei liefert die jüngste Vergangenheit wahrlich genug und der Autor führt sie auf: sei es die missratene Rechtschreibreform, die in Medien ostentativ zur Schau gestellte Unbildung in Gestalt einer Mischung aus

Elementen eines Jugend-Slangs mit anscheinend als modisch empfundenen Abweichungen von der Grammatik, die grassierende Anglomanie in Marketing, Werbung und Wirtschaft, die Weltläufigkeit und Exzellenz suggerieren will, aber oftmals Mittelmaß nur notdürftig verdeckt und im Ergebnis als „Großsprech“ und eher peinlich daher kommt. Vielleicht braucht es vor diesem Hintergrund auch einen Weckruf à la Hock, der sich Übertreibungen gestattet.

Die Vielzahl der unverbunden nebeneinander aufgeführten Kalamitäten – oder was der Autor jeweils als solche anführt – hinterlässt allerdings auch ein schales Gefühl, denn oft genug scheint nicht das linguistische, oder besser: sprachschützende Interesse im Vordergrund zu stehen, sondern ein allgemeines Unbehagen an der Kulturentwicklung. Verstörend auch der durchgehend pessimistische Ton, der die Lektüre eben nicht nur „vergnügend“ macht, wie der ehemalige Spiegelredakteur Karasek im Vorwort ankündigt. Dieser hat soeben seine humoristischen Qualitäten erneut unter Beweis gestellt, indem er in einem YouTube-Video ungerührt den IKEA-Katalog als ein Artefakt der Literatur bespricht. Als Ironiker und Witzbold bekannt ist er weit davon entfernt, ein Pessimist zu sein, muss sich aber verdrückt loyal als ein solcher im Vorwort bekennen, um sich von der pessimistischen Erwartung Hocks in Sachen Sprachwandel nicht distanzieren zu müssen. Der Linguist Peter Eisenberg gab letzstens zu bedenken, ob man nicht die Sprachloyalität der Deutschen untergräbt und das Gegenteil des Gewünschten erzielt, wenn man die deutsche Sprache in ihrer Robustheit im Wandel schlechter darstellt, als sie ist.

Dennoch ist das von Hock geforderte Bemühen, den Reichtum der deutschen Sprache zu erhalten, vorbehaltlos

zu unterstützen. Gemessen an der Verve eines Wolf Schneider in „Speak German“ von 2008 ist seine Aufforderung zum Schluss, sich der Liste der vom Vergessen bedrohten schönen deutschen Worte anzunehmen, doch bescheiden. Die von ihm diagnostizierte Lage müsste ein Mehr an kämpferischem Programm des Dagegenhaltens aufbieten. Oder hat er schon aufgegeben?

Fazit: der interessierte, aber nicht vorinformierte Leser wird eine Fülle von kurzweilig aufbereiteten Themen finden, die seinen Horizont erweitern. Der einschlägig versierte Leser wird linguistische Unterfütterung vermissen, die der Autor durchaus liefern könnte, weil er hier und da seine Kenntnis des Stands der Forschung durchblicken lässt. Der kritische Leser wird Hock ein paar Ungenauigkeiten übel nehmen, die aber hier keine Rolle spielen sollen.

Bernd Eckardt

Oliver Baer (2011): Von Babylon nach Globylon, IFB-Verlag, 300 S., 19,60 €, Kindle Edition 8,01 €

Der Suchbegriff „Globylon“ verweist mit den ersten achtzig Treffern in Google auf die Veröffentlichung von Oliver Baer unter dem eingangs genannten Titel. Trotz aller Vorsicht, die die undurchsichtigen Algorithmen der Suchmaschine gebieten, dürfte ihm die Vaterschaft für die Begriffsschöpfung angedient werden. Für was aber steht „Globylon“? In der Lesart Baers ist es das Scheitern des neuzeitlichen Versuchs, der Sprachenvielfalt Herr zu werden. Denn je mehr Menschen Englisch als Lingua Franca verwenden, desto mehr zerbröckelt es zu Varietäten. Das Projekt *einer* Sprache als einheitliches, universelles Ausdrucksmittel unterschiedlicher Kulturen muss scheitern –

allein aus system-theoretischen Gründen. Denn, so der Autor: Ab einer kritischen Größe – ob in Natur oder Kultur – zerfällt ein System in Teile, bildet Subsysteme mit Eigendynamik. Im Falle des Englischen bildet das Standard American British Englisch mit zahlreichen Landessprachen derart viele Amalgame, dass die jeweiligen Sprecher auseinanderstreben, statt zusammen zu kommen.

Baer bietet als Lösung „Globisch“ (Globales Englisch) an, als den kulturneutralen Mittelweg. Und er steht damit nicht allein. Unabhängig von ihm haben nahezu zeitgleich zwei andere Autoren „Globisch“ patentieren lassen, als eine vereinfachte und korrekte Englischvariante: mit beschränktem Basiswortschatz, ohne kulturell geprägte Redewendungen und einer abgespeckten Grammatik.

Der Diplom-Ingenieur Baer weiß, wovon er schreibt und spricht; mehr als ein Dutzend Jahre seiner Berufslaufbahn hat er im englischsprachigen Südafrika verbracht, in der Betriebsorganisation und im Marketing. Selbst mit nahezu muttersprachlicher Qualität des Englischen ausgestattet kennt er die Nöte und das Scheitern derjenigen bestens, die versuchen, mit den englischen Muttersprachlern auf Augenhöhe zu kommunizieren. Daher sein nur auf den ersten Blick kontra-intuitives Credo: Raus aus der weltweiten Intensiv-Anglisierung, den Schwerpunkt auf die Pflege der Muttersprachen legen, den globalen Kommunikationsbedarf mit Globisch bestreiten und wo nötig Spezialisten (Übersetzer, Dolmetscher) beauftragen.

Baers Botschaft lässt sich wie folgt umreißen: Ausgehend von dem Faktum, dass die Weltsprache nicht Englisch, sondern schlechtes Englisch ist, sei der Anspruch, dass ein gutes Englisch die Weltsprache sein könne, unrealistisch und verfehlt. Nur wenige Sprachprivilegierte (und Dolmetscher, Übersetzer) er-

langten muttersprachliches Niveau, die Zielmarke des perfekten Englisch sei ohnehin Illusion. Die Erfahrung zeige ferner: Nur 4 % der globalen Englischkommunikation findet zwischen „native speakers“ statt; deren Kommunikation mit Nicht-Muttersprachlern rufe durch kulturell geprägte Redewendungen vielfältige Missverständnisse hervor; funktionsfähiges Zweck-Englisch im Sinne von Globisch sei für den Geschäftsalltag in der Regel völlig ausreichend und bereits gang und gäbe – nur eben unbewusst und nicht völlig „regelkonform“. Als Konzernsprache sei Englisch vielfach gescheitert (siehe Daimler-Chrysler und die teure Trennung) und für den Export nicht nötig. Deutschland war auch ohne die allgegenwärtige Englisch-Offensive bereits Export-Weltmeister. Die Empfehlung und Erwartung des Autors: Wo Globisch an die Stelle der vergeblichen Bemühungen um die Hochsprache Englisch tritt, werden Reserven für die Muttersprache frei – und Baer meint damit alle, nicht nur die deutsche. Überhaupt ist ihm jegliche Deutschtümelei fremd. Als kosmopolitisch versierter Europäer, der selbst mehrere europäische Sprachen spricht (Französisch, Italienisch, Schwedisch, Tschechisch, Polnisch), weiß er, dass in diesen Vaterland und Muttersprache stets unterschieden wurden. „Ein Land, eine Sprache!“ war in der Mitte Europas niemals Realität. In die Verteidigung der Vielfalt der europäischen Sprachen führt er ein Argument ein, dass den häufig nur auf kulturellen Verlust zielenden Kritikern des „Angloholismus“ entgeht: dass eben diese Vielfalt sowohl ein Vermögensposten, als auch ein Ertragsfaktor darstelle. Geradezu euphorisch nennt er sie eine „Quelle unseres schöpferischen Beitrags zur Weltgemeinschaft, wesenhafter Bestandteil unserer Exportgüter und der damit verknüpften Dienstleistung.“ Dies

bleibt nicht Behauptung. In vielen Beispielen aus der Wirtschaft wird illustriert, wie kreative Experten (Erfinder, Innovatoren, Kommunikatoren) sich selbst behindern, indem sie komplizierte Sachverhalte in einer anderen als ihrer Muttersprache behandeln; es fände nur die Hälfte der eigenen Denkfähigkeit Verwendung und die Möglichkeiten der Gesprächspartner im Austausch würden halbiert. Auch der jahrelange Rückgang der Patentanmeldungen in Deutschland wird in diesen Kontext eingeordnet. Statt auf ungenügendem Englisch zu radebrechen lohne sich der Einsatz von Übersetzern auf längere Sicht immer. Mit geringerem Aufwand für Englisch und mehr für Deutsch erreichten wir langfristig eine volks- und betriebswirtschaftliche Verzinsung, die allen zu Gute komme und die „linguistische Leisetreteri“ beende. Ein Argument auch der ungeheure ökonomische Vorteil, den die Anglophonen aus der Englisch-Dominanz ziehen, indem sie sich einerseits dem Spracherwerb entziehen können – durchaus zu ihrem kulturellen Nachteil – und andererseits ein enormer Ressourcentransfer für die Lernkosten des Spracherwerbs stattfindet, der pro Jahr in die Milliarden geht.

Ferner gelte es, der Vertreibung der europäischen Hochsprachen aus den wichtigsten Diskurs-Domänen Paroli zu bieten, zuvörderst in den Wissenschaften. Hier stelle sich zunächst ein Problem auf der Ebene der Veröffentlichungen, wenn ausschließlich auf Deutsch verfasste *nicht*, aber sämtliche in schlechtem Englisch verfasste Beiträge in relevante Datenbanken gelangten. Wenn neue Erkenntnisse nur noch auf Englisch publiziert würden und sich die Wissenschaft nach und nach von Deutsch verabschiedete, verlöre dieses seine Terminologie bzw. der vorhandene Terminologie-Schatz werde nicht mehr ausge-

baut. Daher dürfe man sich die Mühe der Wortbildung und -schöpfung nicht ersparen, um die deutsche Wissenschaftssprache zu erhalten. Ohnehin ist Baer ein Dorn im Auge, dass sich die Deutschen im europäischen Maßstab besonders in Richtung des Englischen verneigten. Nicht nur das der „Airbag“ als „Prallsack“ in Deutschland erfunden wurde und das „Leibchen“ nur noch als „T-Shirt“ tragbar sei; insgesamt werde der Fortschritt offenbar daran gemessen, ob er in Englisch daher komme, wie man an der Übernahme von Begrifflichkeiten in der Computertechnologie sehen könne, bei der im europäischen Vergleich beschämend wenige einheimische Begriffe im Deutschen neu gebildet würden. Aber der Autor ist kein Sprachpurist, Anglizismen-Jagd ist seine Sache nicht, Entlehnungen bereicherten die Muttersprache durchaus; ihn stören die gedankenlos geborgten Wörter, für die es schöne deutsche Entsprechungen gäbe. Und weil überhaupt Baers Buch die Streitschrift eines Überzeugungstäters ist, für den es „gibst nicht“ nicht gibt, ist ihm auch zuwider, wenn von der „sich“ wandelnden Sprache die Rede ist. Diese wird verändert und daran möchte sich der Autor beteiligen, sich dem Sprachverfall des Deutschen – es geht nicht um Reinheit, die gab es nie – und einem Verlust an sprachschöpferischer Gestaltungsmacht entgegenstemmen. Daher zieht er auch gegen Frühenglisch zu Felde, findet Argumente gegen Englisch als erste Fremdsprache und die grassierende Anglohysterie im deutschen Sprachraum. Aber definitiv auch, um das Hochenglisch vom Weltsprachenstatus zu befreien, damit die Engländer nicht zu den „Behinderten der Globalkommunikation“ würden und Vielfalt ebenfalls schätzen lernten.

Die Schrift von Oliver Baer ist Lesebuch und Lehrbuch zugleich, denn er hat auch ein 60-seitiges Kapitel „Globisch

lernen“ (als Anleitung zum Selbststudium) beigefügt und eine Liste aller 1500 Basiswörter des Globischen. Darüber hinaus wird ein 40-seitiger Anhang mit teils ausführlichen Fußnoten geboten, die erhellende Zusatzinformationen liefern und der weiteren Recherche dienlich sind. Kritisch anzumerken ist, dass der Text (300 Seiten) nicht immer sehr übersichtlich strukturiert ist und sich einiges – allerdings in immer neuen Varianten und Bezügen – wiederholt. Dies wird aber überaus wettgemacht durch den beherzten Stil des Autors, der seinen Gegenstand kenntnisreich, farbig und durchgehend unterhaltsam präsentiert. Eine herausfordernde Lektüre, die nicht nur Nachdenklichkeit erzeugt.

Der Autor hat übrigens auch ein Buch über Solarthermie geschrieben, aber das ist Physik und die bekommen wir erst in der nächsten Klasse.

Bernd Eckhardt

Roland Kaehlbrandt (2015): Logbuch Deutsch. Wie wir sprechen, wie wir schreiben, Klostermann RoteReihe 79, 252 S., 14,80 €

Ein Logbuch misst die Geschwindigkeit eines Schiffes, verzeichnet Kurs und Fahrtstrecke, hält relevante Ereignisse an Bord fest. Der Philologe Roland Kaehlbrandt will mit seinem „Logbuch Deutsch“ analog den Kurs (mit)bestimmen, den die deutsche Sprache einschlägt, und Entwicklungen aufzeigen, die Kursänderungen dringend nahelegen. Zugespitzt formuliert: Der Autor hat eine beherzte „Ruck-Rede“ in Buchform verfasst. Denn derzeit seien wir dabei, den Status des Deutschen als Hochsprache und seine Errungenschaften als Kultursprache zu verspielen, durch Geringschätzung und fehlerhaften Gebrauch. Er eröffnet seine Schrift aber nicht mit

Kassandrarufen, sondern mit einem Loblied auf die deutsche Sprache und benennt wesentliche Vorzüge: Die unerschöpfliche Wortbildungsfähigkeit, die einen reichhaltigen Wortschatz (!) hervorgebracht hat, in der Allgemeinsprache, der Wissenschaft und vielen Fachsprachen; den elastischen Satzbau, der durch geringe Umstellungen vielfältige Nuancierungen ermöglicht. Ferner die Präzision im Ausdruck, die durch die vielen Verben mit Vorsilben ermöglicht wird und die Beziehungsfähigkeit des Deutschen, dass mit den zahlreichen Abtönungspartikeln (doch, bloß, wohl, etwa) die Sprache geschmeidig hält.

Aus der Realität des Sprachgebrauchs ist dagegen zu vermelden: mangelnde Sprachbeherrschung auch vieler Deutschstämmiger, nachlässige, am Mündlichen orientierte Schreibgewohnheiten, antrainiert in Email-Verkehr und in Blogs; eine hohe Quote von Analphabeten; die Klage von Gymnasiallehrern und Professoren über Grammatiklücken und Wortschatzdefizite von Schülern und Studenten ist Legion. Es fehle zudem der Kompass für gutes und richtiges Deutsch. Die geschlechtergerechte Sprache sei eine sprachliche Bevormundung, die das politische Anliegen über die Natur der Sprache stelle. Das „Lockerdeutsch“ der „Hallo-Gesellschaft“ übertrage persönliche und private Register in die öffentliche Kommunikation, das „Imponier-Deutsch gewisser Eliten“ wiederum verwechsle Einfachheit mit Primitivität. Am Schwersten wiege jedoch die Auswanderung der Eliten in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik aus der deutschen in die englische Sprache; mit zunehmenden Domänenverlust drohe ein Ausbaurückstand und in letzter Konsequenz der Verfall von Grammatik und Lexikon.

Kachlbrandt appelliert daher an die Hochschulen, Deutsch als Verkehrssprache zu bewahren und statt „English on-

ly“ in immer mehr Studiengängen wenigstens die Zweisprachigkeit zu pflegen. Für Gastwissenschaftler und ausländische Studenten seien verpflichtende Deutschkurse einzurichten. In den Schulen sei eine hinreichende Anzahl von Deutschkursen erforderlich, Deutsch als Zeitsprache sollte für alle Lehrkräfte verpflichtend sein. Sprachbildung als Aufgabe der gesamten Sprachgemeinschaft bedürfe auch der Unterstützung durch stärkere Normierung, etwa durch das Institut für deutsche Sprache und die Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Und nicht zuletzt seien auch die Politiker gefordert, das Deutsche als gleichberechtigte Arbeitssprache in den Institutionen der Europäischen Union durchzusetzen sowie die Sprachverbreitungspolitik in der Welt zu überdenken. Dazu gehöre auch, die Deutsche Welle nicht zunehmend in englischer Sprache senden zu lassen.

Der Autor setzt sich wohlthuend von nörgelnder Sprachkritik ab, die einen einmal erreichten Sprachstand konservieren möchte. Subtil werden das Verhältnis von Sprachwandel und Sprachnorm sowie die Rolle des Staates bei der Normierung in der Vergangenheit beschrieben, kontrastiv zur Situation in Frankreich. „Das Deutsche ist die Sprache des aufgeklärten Geistes und eines freiheitlich-optimistischen Lebensgefühls“, zitiert der Autor zum Schluss eine deutsche Abiturientin libanesischer Herkunft und verbindet gerade mit der Zuwanderung die Hoffnung, dass die deutsche Sprache wieder an Bedeutung gewinnt, als identitätsstiftendes Moment bei der Integration in die Sprach- und Wertegemeinschaft. Das „Logbuch“ besticht durch die gut lesbaren und beispielgesättigten Erörterungen vieler kontrovers gehandelter Themen und ist als Vademekum allen professionell mit der deutschen Sprache Befassten sehr zu empfehlen.

Bernd Eckhardt